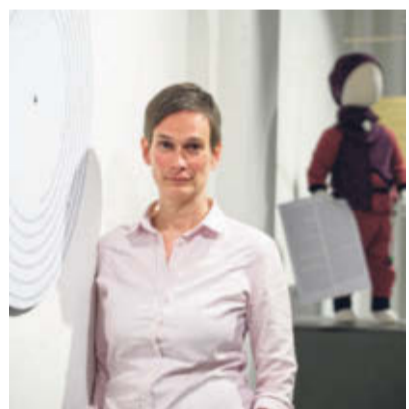


## KULTURTERMINE

## Reportagen, die zu Kunstwerken werden

Eine Ausstellung, ein Jubiläum und viele Filme

Angefangen hatte alles mit einer Nacktwanderung in der Lüneburger Heide oder vielmehr einer Reportage, die Carolin George darüber schreiben wollte. 2018 ließ sie sich auf das Abenteuer einer Ich-Reportage ein – und es sollte noch ein viel größeres folgen. Denn wenig später trugen Künstlerinnen und Künstler die Idee an George heran, sich doch an einer Gemeinschaftsausstellung in der KulturBäckerei in Lüneburg zu beteiligen. Das Motto: „20 Quadratmeter“. Zunächst ein wenig unsicher – „Ich bin doch Journalistin“ – bedruckte George schließlich Rück- und Vorderseite von zehn ein Quadratmeter großen Blättern mit ihrer Reportage, die in der WELT AM SONNTAG erschienen war, hängte sie an Hosenbügel und diese an einen Kleiderständer. Anton Bröring, einst Schüler von Joseph Beuys, sah das Werk und ermunterte George, weitere Texte in Installationen zu visualisieren. „Also habe ich in meinem Archiv nach Porträts gesucht, nach Menschen, die mich besonders berührt haben“, erinnert sich George. Etwa die Mutter von Leo, der an einer unheilbaren zerebralen Bewegungsstörung leidet und in den Augen anderer niemals normal werden wird. Oder die hochsensible Kathrin, die viele Jahre von ihrer Umgebung als Mimose wahrgenommen wurde. Es sind sehr persönliche Porträts über die Menschen, bei denen die Journalistin auch viel über sich selbst preis gibt. „Ich habe versucht, diesen Geschichten in den Installationen eine weitere Dimension zu geben, um sie intensiver und auf einer weiteren Ebene zu spüren“, sagt George, Jahrgang 1976. Insgesamt zwölf solcher Werke hat sie geschaffen. In ihrer ersten Einzelausstellung „Menschenlesen“ sind sie bis zum 30. Mai im Museum Lüneburg zu sehen (Infos: museumlueneburg.de).



WELT AM SONNTAG-Autorin und jetzt auch Künstlerin: Carolin George

Seine intensive Auseinandersetzung mit den Menschen und vor allem die Auseinandersetzung Schuld, Identität und Freiheit in Deutschland hat Wolfgang Borchert (1921–1947) zu einem der bedeutendsten Schriftsteller der deutschen Nachkriegsliteratur gemacht. Am 20. Mai wäre der Hamburger 100 Jahre alt geworden. Die Stadt würdigt ihn vom 17. bis 23. Mai mit dem umfangreichen Jubiläumsprogramm „Hamburg liest Borchert“. Den Auftakt macht am 17. Mai um 18.30 Uhr ein Livestream aus den Hamburger Kammerspielen, dort, wo Borcherts wohl berühmtestes Stück „Draußen vor der Tür“ 1947 seine Uraufführung feierte. Bürgermeister Peter Tschentscher (SPD) wird den Schriftsteller würdigen, Autoren wie Simone Buchholz und Matthias Politycki lesen aus dessen Werk, Stefan Gwildis und andere werden sie musikalisch begleiten. Es folgen – meist online – Lesungen aller Art in der ganzen Stadt (hamburgliest.de).

Ebenfalls über die Stadt verteilt lädt das Nachwuchsfilmfestival abgedreht! am 18. und 19. Mai zu Filmspaziergängen ein. Im vergangenen Jahr coronabedingt ausgefallen, präsentieren junge Filmemacher vom Grundschulalter bis in die 20er nun dieses Jahr ihre Arbeiten in Schaufenstern etwa von der Staatsoper, dem Altonaer Theater und dem Stadtteilbüro Bergedorf (Infos: abgedreht.hamburg). BRITTA SCHMEIS



„Khalwe's family“ im Flüchtlingslager auf der Bekaa-Ebene im Libanon

## Im Schoß der FAMILIE

Vor einem schwarzen Tuch hat sich eine Familie zum Fotoshooting versammelt: Zwei Frauen stehen hinter Lehnstühlen, auf denen Kinder sitzen. Ein dritter Stuhl ist leer, hier fehlt offenbar jemand, ein Vater oder vielleicht eine Großmutter. Die kleine Personengruppe, die der italienische Fotograf Dario Mitidieri 2015 in einem Flüchtlingscamp im Libanon porträtiert hat, ist ebenso unvollständig, wie alle für seine Serie „Lost Family Portraits“ aufgenommenen syrischen Familien. Auf jedem Bild stehen freie Stühle als Platzhalter für Familienmitglieder, die auf der Flucht zurückgeblieben sind. Mitidieri legte die Gruppenbildnisse so an, dass sie von den Behelfsunterkünften des Lagers eingerahmt werden. Hier leben Menschen, die nicht nur ihre Heimat, sondern mit ihren Angehörigen auch das innere Zuhause verloren haben.

VON JULIKA POHLE

„Familie ist Herkunft, sie ist Heimat und Zusammenhang“ sagt Ingo Taubhorn, Kurator des Hauses der Fotografie in den Deichtorhallen. Dort be-

trachtet die Gruppenausstellung „Family Affairs – Familie in der aktuellen Fotografie“ von Dienstag an das vielgestaltige Modell menschlichen Zusammenlebens von allen Seiten. Taubhorn wählte 23 Fotokünstler von fünf Kontinenten, deren Arbeiten seit 2010 entstanden.

Obgleich die thematische Bandbreite enorm ist, zeigt doch jede Arbeit bei aller Subjektivität etwas Allgemeingültiges. „Jeder hat eine Familie“, sagt der Kurator, „und jeder muss sich dazu positionieren, ob er dies als Glück oder als Last empfindet.“ Taubhorn hat die gro-

ße Halle durch Zwischenwände in 14 kleinere Räume unterteilt, in denen die jeweiligen Familienserien separat betrachtet werden können. Bevor das Haus der Fotografie im Anschluss an die Schau zwecks Renovierung für drei Jahre schließt, wird hier am Beispiel der kleinsten sozialen Einheit untersucht, wie wir als Gesellschaft leben und unsere Zukunft gestalten wollen. In den vergangenen Jahrzehnten hat sich das Erscheinungsbild von Familien gründlich gewandelt und an Diversität gewonnen. In der Ausstellung erweitert zum Beispiel der ghanaische Fotograf Eric Gyamfi die Definition von Familie, indem er Freundschaften und frei gewählte Verbindungen in sein Werk aufnimmt.

Für das Projekt „Just Like Us“, das vom Leben der homosexuellen und lesbischen Community in Ghana erzählt, lebte der Fotograf über Wochen oder sogar Monate mit den Protagonisten seiner Bilder zusammen und nahm an ihrem Alltagsleben teil. Das Gefühl von Harmonie, Zusammengehörigkeit und Geborgenheit, das Gyamfis Arbeiten veranschaulichen, wirkt auf den Betrachter idealtypisch. Ideal aufeinander abgestimmte Familien konstruiert auch die Fotografin Jamie Dia-

mond im wahren Wortsinn. Für ihre großformatigen Familienporträts castet die Amerikanerin einander unbekannte Statisten, die sie in gemieteten Hotelzimmern zu inszenierten Gruppenbildern zusammenführt. Mit ihren derart gefälschten Familien will Diamond einerseits den Wahrheitsgehalt der Fotografie hinterfragen, andererseits aber auch auf die Brüchigkeit vieler echter Familien verweisen, deren Gruppenporträts oft Perfektion vorgaukeln.

Liegt die Zukunft also möglicherweise im Konzept der Wahlverwandtschaft, kehren doch viele Positionen zum Ursprungsideal der Vater-Mutter-Kind-Konstellation zurück. Jeder ist Tochter oder Sohn, jeder ist in der Regel in einer Familie aufgewachsen und hat gelernt, Momente des Glücks oder der Trauer genauso zu teilen wie Alltagserfahrungen. So beschreiben mehrere Serien Alltagslichkeit, die selbst unter außergewöhnlichen Lebensumständen irgendwann einkehrt. Zum Beispiel dokumentiert der Franzose Vincent Ferrané in „Milky Way“ den Akt des Stillens. Die in Cremefarben gehaltenen Bilder zeigen immer wieder die gleiche Szene, in der die müde Frau des Fotografen das gemeinsame Kind nährt.

Ferrané greift hier ein uraltes Bildmotiv auf, das schon in der Antike vorkam und im Christentum als Maria lactans, also stillende Madonna, in Erscheinung trat.

Die Rolle eines Außenstehenden, der auf die symbiotische Beziehung naher Familienmitglieder blickt, nahm auch die Fotografin Nancy Borowick an. Über Jahre hinweg begleitet die Amerikanerin ihre an Krebs leidenden Eltern durch den von der Krankheit sowie von Humor und Liebe bestimmten Alltag. Neben Borowicks äußerst berührenden, dokumentarischen Arbeiten sind auch verblasste Bilder aus den Familienalben zu sehen, die an die besten Zeiten des vergehenden Lebens erinnern. Verschiedene Projekte legen nahe, dass der professionelle Blick durch die Kamera für viele Fotografen ein Mittel ist, ein neues, besonderes Verhältnis zu geliebten Menschen zu gewinnen. Die britische Fotografin Sian Davey bekam von ihrer Stieftochter Martha die Erlaubnis, sie auf ihrem Weg durch die Pubertät zu begleiten: Das junge Mädchen gewährte der Mutter Einblicke in ihre Freundschaften und Cliques-Aktivitäten.

Die südafrikanische Multimedia-Künstlerin Lebohang Kganye suchte die Nähe zu ihrer Mutter drei Jahre nach deren Tod: Für die Serie „Ke Lefa Laka“ („Es ist mein Erbe“) schlüpfte sie in Kleider der Mutter und stellte Porträts von ihr an Originalschauplätzen nach. Anschließend überlagerte sie durch digitale Fotomontage beide Bilder und schuf so spannende Doppelbildnisse, in denen Vergangenheit und Gegenwart verschmelzen. Der französische Fotograf Grégoire Korganow hingegen bringt Väter und Söhne im Hier und Jetzt zusammen. Mit entblößtem Oberkörper stehen auf jedem Bild der Serie „Père et Fils“ ein Vater und ein Sohn dicht beisammen. Manchmal ist der Sohn noch ein Kind, zuweilen haben beide das Rentenalter erreicht. Unmittelbar sucht der Betrachter nach Ähnlichkeiten, nach Anzeichen für Konflikte oder besondere Nähe. Korganow, der mit seinem aus Ruanda stammenden Adoptivsohn Marco selbst in der Serie auftritt, fand seine Modelle über Zeitungsannoncen.

Die Ausstellung schließt mit Ausschnitten aus dem Dokumentarfilm „Midnight Traveller“, der im Metropolis Kino vollständig gezeigt werden soll. Der afghanische Regisseur Hassan Fazili dokumentiert in dem Film die Flucht der eigenen Familie vor den Taliban nach Europa. Abwechselnd filmen Fazili, seine Frau und die beiden Töchter mit drei Handycameras Momente ihrer „Reise an den Rand der Hölle“, wie der Regisseur das Abtauchen in die Illegalität beschreibt. „Es ist ein Bekenntnis zur Sorge, ob die Struktur der Familie trotz der prekären Situation aufrechterhalten werden kann“, sagt Kurator Taubhorn über den Film, den er erstmals 2019 auf der Berlinale sah. Die Familie Fazili hat eine authentische Chronik des eigenen Schicksals gedreht und gleichzeitig die Odyssee zahlloser Flüchtlingsfamilien im 21. Jahrhundert beschrieben.

■ „Family Affairs“, Haus der Fotografie/ Deichtorhallen ab 18. Mai

## „Wie ein gewalttätiger Tanz“

Im ersten „Großstadtrevier“ in Spielfilmlänge wird Wanda Perdelwitz als Polizistin Nina Sieveking selbst zum Opfer und zur Verdächtigten

Als Wanda Perdelwitz im vergangenen Sommer nach der Baby-pause und Shutdown mit neuem Look zum „Großstadtrevier“ zurückkehrte, wusste kaum einer, was zu der äußerlichen Typveränderung geführt hatte. Sie konnte es erklären: Nicht etwa ihre neue Rolle als Mutter habe sie dazu gebracht, sondern ihre Hauptrolle im ersten „Großstadtrevier“ in Spielfilmlänge. „Die hat Radikalität erfordert“, erzählt sie rückblickend. Am 19. Mai (20.15 Uhr) strahlt die ARD den Film „St. Pauli, 6 Uhr 07“ aus.

VON BRITTA SCHMEIS

„Die Produzentin Claudia Thieme und der Drehbuchautor Norbert Eberling haben mich gefragt, wie weit ich für die Rolle gehen würde“, erinnert sie sich. Und sie ging sehr weit. Denn als Polizistin Nina Sieveking muss sie nicht nur ihre langen Haare lassen. Die Story: Nach einer anstrengenden Nachtschicht will Nina in der U-Bahn einen Streit zwischen zwei betrunkenen Männern schlichten. Plötzlich schlagen die Männer auf sie ein. Am U-Bahnhof St. Pauli geht der Angriff weiter. Mit einem Teppichmesser schneiden sie der schon übel zugerichteten Nina die Ha-

re ab und nehmen ihre Dienstwaffe mit. Immer wieder ist in verschiedenen Einstellungen zu sehen, wie die blonden Haarsträhnen über den Bahnsteig wehen, im Hintergrund die blutüberströmte Nina.

„Die Rolle war eine Grenzerfahrung“, erzählt die 37-Jährige. Denn in der Folge muss sie mitansehen, wie ihre Kolleginnen und Kollegen bei den Ermittlungen im Dunkeln tapen, sie selbst als Verdächtige in den Fokus gerät, sogar ihren treuen Partner Lukas Petersen (Patrick Abozen) Zweifel kommen. In

Flashbacks erlebt sie die Szenen immer wieder. Die Zuschauer bleiben bis zum Schluss im Ungewissen, was eine intensive Spannung erzeugt.

Bei den Vorbereitungen hat sich Perdelwitz vor allem auf die Kampfszenen konzentriert. „Die liebe ich. Sie sind sehr sorgsam choreografiert und müssen sehr präzise ausgeführt werden. Sie sind wie ein gewalttätiger Tanz“, sagt Perdelwitz, die unter anderem an der Staatlichen Ballettschule Berlin ausgebildet wurde. Die physische Erfahrung erleichtere ihr das psychische Spiel, die

sehr technische Herangehensweise helfe ihr dabei. „Das zu drehen ist bei aller Brutalität der Szene und auch des Stoffes ein großes Vergnügen“, sagt sie.

Das „Großstadtrevier“ ist seit 1986 auf Sendung, die älteste noch laufende deutsche Vorabendserie. Die Mischung aus alltäglichen Kriminalfällen, der Charme und das Eigenleben des Kiez und der wechselnde Fokus auf die persönlichen Charaktere der Hauptfiguren macht die Serie so beliebt. Familiär geht es auf dem fiktiven Polizeikommissariat 14 zu. Bis zu seinem Tod Ende 2019 prägte Jan Fedder als Dirk Matthies mit seiner schnoddrigen norddeutschen Art die Serie. Im Spielfilm werden ihm liebevoll Reminiszenzen erwiesen.

„Beim ‚Großstadtrevier‘ geht es selten um die ganz großen Verbrechen, vielmehr um kleine Delikte und eben die Probleme und Sorgen ganz normaler Menschen, um gesellschaftlich relevante Themen“, sagt Perdelwitz. In dem Spielfilm ist es Zivilcourage. Denn als Nina in der U-Bahn zusammengeschlagen wird, greift keiner ein, alle schauen zu. Später bei den Zeugenbefragungen geben die Fahrgäste nur widerwillig Auskunft. Für Wanda Perdelwitz geht es in „St. Pauli, 6 Uhr 07“ aber auch um Gewalt gegen Frauen. Die Beleidigun-

gen und die Attacke in der U-Bahn richten sich klar gegen ihr Geschlecht, das Abschneiden der Haare, ist ein Akt gegen sie als Frau.

Perdelwitz ist seit 2012 Teil des „Großstadtreviers“. Sie ist die ungestüme, mutige, ein wenig mädchenhafte Kollegin, die schnell mal vorprescht, ihre Entscheidungen aus dem Bauch heraus trifft. „Klar ist Nina im Laufe der Jahre etwas ruhiger, erwachsener geworden, ihre Impulsivität aber hat sie nicht abgelegt“, sagt Perdelwitz. In „St. Pauli, 06 Uhr 07“ rastet sie schwer traumatisiert immer mal wieder aus, hadert mit ihrer Rolle als Streifenpolizistin an vorderster Front. „Sie ist genauso ein blödes Opfer wie ich“, schreit sie ihren Kollegen Lukas einmal an.

Lange spielte Perdelwitz am Berliner Maxim Gorki Theater. Auch in Hamburg steht sie auf der Bühne, ist regelmäßig in Fernsehproduktionen zu sehen. Meistens ist sie die Polizistin. „Aber wenn ich die Uniform ausziehe, erkennen mich viele gar nicht mehr als Nina“, sagt sie. Gerade schreibt sie an einem Drehbuch für einen Kinofilm über die Liedermacherin und DDR-oppositionelle Bettina Wegner. Sollte sie die Hauptrolle übernehmen, dürfte wieder eine Typveränderung anstehen.



Schwer lädiert kehrt Nina (Wanda Perdelwitz) in den Dienst zurück